Heft 1

Geschichten vom Kraftwerk Plessa

PLESSA AN EINEN TISCH

Lasst uns unsere Geschichten erzählen

Dank
allen Mitstreitern

Zum Geschichtenerzählen gehört Vertrauen. Wir danken allen Erzählern für ihren Mut zum Erzählen und für ihr Vertrauen in uns – die Fremden von Rohnstock Biografien aus Berlin und Thüringen. Unser herzlicher Dank gilt insbesondere Doris Strauß für ihr Engagement bei der Organisation der Erzähler und bei der Autorisierung der Texte.
Wir danken dem IBA-Studierhaus e.V., Prof. Rolf Kuhn und Katja Wolf für die konstruktive Zusammenarbeit sowie unseren Projektmanagerinnen: Marion Piek für das großartige Engagement bei der Organisation der Erzählsalons und beim Gewinnen der Erzähler sowie Antje Käske dafür, dass sie in unserem Berliner Büro die Fäden der Geschichten zusammenhielt.
Unser Dank gilt auch Staatssekretärin Iris Gleicke, Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, und dem Bundesministerium für Wirtschaft, ohne deren finanzielle Förderung das Projekt nicht umgesetzt werden könnte.

LAUSITZ
AN EINEN
TISCH

Impressum:

© Rohnstock Biografien, Berlin 2015

Herausgeber und Redaktion:
Rohnstock Biografien

Konzeptentwicklung:
Katrin Rohnstock

Fotos:
Nepomuk Rohnstock, Andre van Uehm, Benjamin Pritzkuleit (Foto Prof. Kuhn)

Umschlagfoto vorn:
Amt Plessa

Umschlagfoto hinten:
Andre van Uehm

Layout und Satz sowie Titelgestaltung:
Jan Schimmagk

Druck: Druckerei Bunter Hund, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Das Projekt »Die Lausitz an einen Tisch« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.

Die aufgeschriebenen Geschichten

»Was ist Plessa?« 4

»Weihnachtsfeier im Kulturhaus« 5

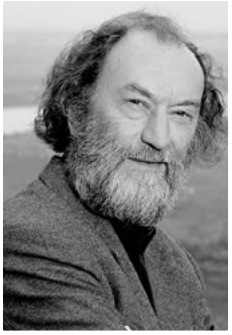
»Die große Explosion« 5

»Requisiten des Bergbaus: Die Sirene, der Dreck, der Gestank« 6

»Was ich mit dem Kraftwerk erlebte« 8

1. Erzählsalon im Kraftwerk Plessa: Die Plessaer Kraftwerker erzählen zum Thema »Was ich mit dem Kraftwerk erlebte«.

Nach der IBA
nun die Menschen…



Der IBA-Studierhaus e.V. ist gern Partner von Rohnstock Biografien geworden, um in fünf Lausitzer Orten die Erfahrungen und Potenziale der Menschen aufzugreifen und eine neue Aufbruchstimmung zu initiieren.
Eine Grundidee der IBA bestand darin, ortsbezogene Geschichte nicht auszulöschen, sondern sie durch ihre attraktivsten Zeugnisse in Erinnerung zu behalten, gleichzeitig aber auch Innovatives, also einmaliges Neues, das unsere Zeit repräsentiert, hinzuzufügen. Es sollte auch in Zukunft möglich sein, die Besonderheit eines Ortes und einer Region an den Bauten und Einrichtungen aus den Zeiten ihrer Entwicklungsschübe abzulesen und somit Geschichte und Geschichten lebendig zu halten.
Für die Erzählsalons schlugen wir insbesondere solche Projektstandorte der IBA Fürst-Pückler-Land 2000-2010 vor, die gegenwärtig einer weiteren Unterstützung, einer besseren Einbindung oder erneuter Initiativen und Ideen vor Ort bedürfen. Dazu gehört Plessa.
Der Ort Plessa ist als Ganzes stark durch das Kraftwerk geprägt. Für das Kraftwerk Plessa ließ sich – trotz seiner europaweiten historischen Bedeutung – noch immer kein erfolgreiches Betreiberkonzept finden. Vor Ort wird es nach wie vor als Konkurrent zum später gebauten Plessaer Kulturhaus gesehen. Tatsächlich liegt der Ursprung des Kulturhauses jedoch im Kraftwerk selbst.
Dazu, was Plessa für sie ist, sprechen die Menschen vor Ort in den Erzählsalons aus der eigenen Betroffenheit heraus. Das führt zu einem gemeinschaftsbildenden Prozess, der etwas mit ihnen selbst und mit der Gruppe macht – im besten Fall stiftet es Hoffnung und beflügelt für Neues, was wiederum in Form von Aktivitäten dem Standort zu Gute kommt.
Das IBA-Studierhaus in Großräschen wird dabei als Vermittler und Wachhalter der IBA-Ideen zum Ausgangs- und Knotenpunkt neuer Initiativen und somit selbst zu einem Erzählsalon auf Zeit.

Professor Rolf Kuhn,
IBA-Studierhaus e.V.,
Großräschen 2015

… mit ihren Geschichten an einen Tisch

Die vorliegende Broschüre ist das erste Ergebnis des Projekts »Die Lausitz an einen Tisch«, das in sechs Orten zum Erzählen einlädt. Einige der erzählten Geschichten wurden von Rohnstock Biografien ausgewählt, verfasst und vom jeweiligen Erzähler autorisiert. Sie sind nicht repräsentativ, sie wollen zum Weitererzählen anregen.

Dieser Erinnerungsschatz der Plessaer wurde in zwei Erzählsalons zusammengetragen.

Der erste Erzählsalon fand am 13. August 2015 im Kraftwerk statt. Zum Thema »Was ich mit dem Kraftwerk erlebte« fanden sich vierzig Besucher ein, darunter viele ehemalige Werktätige. Ihre Freude war groß, miteinander Erinnerungen an die gemeinsame Zeit und die Trauer über ihr Ende zu teilen. Nach einer Stunde wurden die Erzählenden durch Zwischenrufe unterbrochen, von Leuten, die die Veranstaltung für politische Zwecke benutzen wollten. Damit war das Vertrauen zerstört, welches die Voraussetzung für offenes Erzählen ist. Der Salon wurde abgebrochen, was viele Gäste bedauerten. Wir danken Gottfried Heinicke und Manfred Drews, dass sie uns unterstützten, weiterzumachen. Sie hatten gesehen, was ein Erzählsalon bewirken kann.

Den zweiten Erzählsalon am 22. Oktober 2015 hielten wir bewusst klein. Im Gerätehaus der Feuerwehr erzählten sieben Teilnehmer fröhlich und ungestört, was sie in Plessa erlebt hatten: in der Brikettfabrik, im Kulturhaus, im Dorf.

Jeder Mensch hat seine Geschichte, seine Erinnerung. Die mag verzerrt sein, wie Christa Wolf in *Nachdenken über Christa T.* schreibt: »Die Farbe der Erinnerung trügt.« Doch es gibt keine Wahrheit als die, die wir im Kopfe tragen – lehrt uns Bertha Suttner.

Alle Teilnehmer eines Erzählsalons sind gleichberechtigt. Jeder darf erzählen, jedem wird zugehört. Die Erzähldauer ist auf zwei Stunden begrenzt. Fasst sich einer kürzer, kann der andere länger erzählen. Redezeit ist auch Macht. Für eine lebendige Zivilgesellschaft ist es wichtig, dass auch die Menschen zu Wort kommen, die sonst ungehört bleiben. Diese Erzähler fragten überrascht: »Was? Meine Geschichte? Wen interessiert die denn?«, und waren gerührt, dass sie gemeint waren.

Im Projektverlauf entstehen drei Broschüren, die sich nacheinander dem Kraftwerk, der Kultur und dem Leben in Plessa widmen. Auf *www.lausitz-an-einen-tisch.de* veröffentlichen wir weitere Geschichten und die Erzählsalontermine, zu denen alte und junge Plessaer eingeladen sind.

Nun viel Spaß beim Lesen.

Katrin Rohnstock,
Projekleiterin und Inhaberin von
Rohnstock Biografien,
Berlin, 2015

»Was ist Plessa?«

Gottfried Heinicke:

Was ist Plessa eigentlich? Ursprünglich war Plessa ein Fischer- und Bauerndorf. Dann kam die Kohle. Das Dorf wuchs und Betriebe wurden gebaut. Das Braunkohlenwerk mit der Brikettfabrik und der angeschlossenen Lehrwerkstatt wurde in den Dreißigerjahren zum »nationalsozialistischen Musterbetrieb«. Neben dem 1927 in Betrieb genommenen Braunkohlekraftwerk entstanden die Gärtnerische Produktionsgenossenschaft, der Meliorationsbau und andere Betriebe.

In den letzten Kriegstagen lieferten sich versprengte Wehrmachtstruppen und Soldaten der Roten Armee erbitterte Kämpfe. Sie zerstörten viele Häuser, vergewaltigten Frauen. Als Bürgermeister beschäftigte ich eine ABM-Kraft, die sich um die Aufarbeitung der Geschehnisse zum Kriegsende kümmerte. Ich ließ Menschen befragen, die damals zwölf bis sechzehn Jahre alt gewesen waren. Bei den Zeitzeugen sind die Erlebnisse dieser Tage eingebrannt, sie erinnern sich an jede Minute. Solche Bilder gehen einem nie wieder aus dem Kopf. Als ich die aufgeschriebenen Berichte erhielt, konnte ich sie nicht mehr aus der Hand legen. Ich las die halbe Nacht durch.

Nach Kriegsende entwickelte sich die Lausitz zum Zentrum der Energiewirtschaft der DDR. Es wurden Unmengen an Kohle gebraucht. Jeder konnte in der Kohle arbeiten. Es gab gute Löhne und jederzeit freie Stellen. Deshalb siedelten sich in der Region jedoch keine Handwerksbetriebe an. Das ist heute ein Nachteil für unsere Gemeinde.

Carola Meißner:

In der Region waren wir in Plessa das erste Dorf, in dem ein Schwarzafrikaner lebte. Gemeinsam mit einem Indonesier absolvierte er in der Lehrwerkstatt eine Ausbildung. Die beiden wohnten mitten im Dorf bei einer alten Dame.

Auch Vietnamesen lebten in Plessa. In der Lehrwerkstatt wurden mehrere Jahrgänge vietnamesischer Lehrlinge ausgebildet. Sie sprachen Deutsch und wurden gut integriert. Bürger aus Plessa übernahmen Patenschaften, die über den Ausbildungsbetrieb in Zusammenarbeit mit der Gemeinde organisiert wurden. Einige Frauen aus unserem Ort ließen sich moderne Blusen von den Vietnamesen nähen, die es im Geschäft nicht zu kaufen gab.

Die meisten der vietnamesischen Lehrlinge nutzten ihre Ausbildung, um nach der Rückkehr in ihre Heimat als qualifizierte Facharbeiter das eigene Land aufzubauen. Wer gute Leistungen zeigte, durfte länger in der DDR bleiben und hier studieren.

So entstanden Freundschaften. Einer unserer Plessaer Lehrlinge kam in den Neunzigerjahren noch einmal zu Besuch.

»Weihnachtsfeier im Kulturhaus«

Ingrid Mertzig:

Die Plessaer bildeten eine gute Gemeinschaft. In unserem Kulturhaus gab es viele bunte Veranstaltungen. In den Siezigerjahren waren die Puhdys zu Gast und Frank Schöbel und viele Künstler, die man aus Film und Fernsehen kannte. Auch unsere erste Berührung mit der ernsten Kunst fand im Kulturhaus statt: Das Theater Senftenberg führte Stücke von Brecht auf. Wir gingen gern dorthin.

Carola Meißner:

Meine erste Erinnerung an das Kulturhaus ist eine Weihnachtsfeier vom Braunkohlenkombinat (BKK) Lauchhammer, zu dem das Kulturhaus gehörte. Walter Kotte, der Leiter des Kulturhauses, trug dafür Sorge, dass die Weihnachtsfeier für uns Kinder zum Höhepunkt wurde. Unten im Saal waren Holzhütten mit Watteschnee aufgebaut. Jedes Kind erhielt einen Coupon, mit dem es sich in den Hütten etwas aussuchen durfte. Spiele, Bücher, Püppchen, Autos… meine Wahl fiel auf ein wunderbares kleines Bügeleisen aus Blech mit rotem Holzgriff. Nach dem feierlichen Programm kam der Weihnachtsmann.

Doris Strauß:

Über viele Jahre spielte Kurt den Weihnachtsmann. Er machte seine Sache glänzend. Er hatte eine so sympathische Art, mit den Kindern umzugehen und strahlte eine Ruhe auf sie aus, dass sie keine Angst vor ihm hatten. Als er die Aufgabe aus gesundheitlichen Gründen abgeben musste, waren wir ratlos. Bis schließlich Markus Schimmel für ihn einsprang.

Ingrid Mertzig:

Meine Kinder sind vier Jahre jünger als du, Frau Meißner. Sie freuten sich jedes Jahr auf diese Weihnachtsfeier. War das Adventswochenende gekommen, gingen wir hübsch zurechtgemacht ins Kulturhaus, lauschten dem Programm und besuchten den Weihnachtsmann. Dann schlenderten wir im kleinen Saal von einer Bude zur anderen. Das war für die Kinder das Schönste.

»Die große Explosion«

Ingrid Mertzig:

Mir fällt ein schreckliches Ereignis ein, wenn ich zurückdenke. Es war der 17. August 1983. Ich hatte Urlaub und saß in der Küche, plötzlich gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Draußen sah ich nur Qualm

und Staub und hörte meine Nachbarin entsetzt rufen: »Um Gottes Willen, was ist passiert?« Wir dachten, ein Flugzeug sei in die Brikettfabrik gekracht.
Als Bürgermeisterin erfuhr ich, was passiert war. Tatsächlich hatte es in der Brikettfabrik 63 eine Verpuffung gegeben; wenn eine gewisse Menge Kohlenstaub zusammenkommt und sich entzündet, kommt es zur Explosion. Die Wucht sprengte vier Schlote in die Luft. Die meisten Arbeiter waren glücklicherweise zum Frühstücken im Zechensaal und blieben verschont. Es gab jedoch einige Schwerverletzte, die sofort ins Krankenhaus nach Cottbus gebracht wurden. Vier von ihnen starben an ihren starken Verbrennungen. Eines der Todesopfer, eine junge Frau, hinterließ zwei kleine Kinder.
Nachdem das Klinikum die Angehörigen von ihrem Tod unterrichtet hatte, erhielt auch ich die schreckliche Nachricht. Wir berieten gemeinsam mit dem Betriebsleiter des VEB Braunkohlenveredlung Lauchhammer (BVL), der Gewerkschaft und dem Generaldirektor des Gaskombinats Schwarze Pumpe, Dr. Herbert Richter, über die große Trauerfeier im Kulturhaus. Wir bildeten ein Gremium, in dem jeder eine Aufgabe übernahm: Einer kümmerte sich um die Einreise der Westverwandtschaft, einer übernahm die Absprache mit der Kirche, weil zwei Opfer kirchlich beerdigt wurden und zwei weltlich. Die Särge wurden im kleinen Saal des Kulturhauses aufgebahrt. Als die Trauerfeier begann, läuteten die Glocken. Der Pfarrer hielt die Andacht kulanterweise im Kulturhaus.
Die Explosion und ihre Folgen war für mich das Grausamste, was ich je erlebte. Jede betroffene Familie bekam einen Betreuer, der ihnen zur Seite stand. Auch mein Mann kümmerte sich um eine der Familien.

Gottfried Heinicke:

Nach der Verpuffung war es im Ort fünf Tage totenstill. Schockstarre. Danach hieß es: Es wird aufgebaut. Ich arbeitete damals in einem großen Elektrobetrieb: dem VEB Dienstleistung in Elsterwerda. Im BVL waren wir als Fremdfirma über Jahre tätig.
Zwölf unserer Leute wurden für den Wiederaufbau der Fabrik abgezogen. Wir krabbelten in die Ruinen und bauten in Rekordzeit die Elektronik zurück – und wieder auf. Ich sah die gewaltigen TT-Träger aus Eisen, die von dieser riesigen Kohlestaubexplosion komplett verzogen waren. Über einen Meter dicke klinkergemauerte Wände waren weggeflogen und ebenfalls komplett zerstört. Es ist unfassbar, welche Kräfte da gewirkt haben müssen.

»Requisiten des Bergbaus: Die Sirene, der Dreck, der Gestank«

Ingrid Mertzig:

Die Explosion war das größte Unglück in Plessa. Ansonsten ärgerten wir uns über die kleineren Übel, die die Kohle mit sich brachte. Ich denke an meine erste Wäsche in Plessa. Ich kam aus einer Gegend, wo alles sauber war und man die Wäsche über Nacht hängen lassen konnte. Ich wusch die Wäsche von drei kleinen Kindern, da gab es jede Menge zu tun. Nach dem Aufhängen wollte ich die Wäsche am Nachmittag wieder

abnehmen – da war sie schwärzer als zuvor. »Was ist denn hier los?«, fragte ich mich. Eine Frau aus dem Haus, die mich so verdutzt stehen sah, sagte mir: »Du musst auf die Windrichtung achten. Wenn Westwind ist, brauchst du die Wäsche gar nicht erst aufhängen.«

Carola Meißner:

Die Alteingesessenen im Dorf wussten das natürlich und richteten sich danach. Nur den Dreck auf der Haut, den bekam man nie ganz weg.

Doris Strauß:

Ich habe im Kraftwerk Chemielaborantin gelernt. War die Schicht zu Ende, duschten wir. Doch wenn ich nach Hause kam, sagte Wolfgang, mein Mann: »Herrjeh, wie du stinkst.« Der Geruch hing wie Pech an uns. Man konnte so viel duschen und baden, wie man wollte.

Carola Meißner:

Das zog in die Klamotten und in die Haut. Und der Hals blieb dreckig. Wenn ich ein weißes Hemd anzog, sah man hinterher am Kragen die Bescherung – alles schwarz.

Ich wuchs im östlichen Teil des Ortes auf. Selbst wenn nieseliges Wetter war, ließ meine Mutter die Wäsche über Nacht draußen hängen. Dann zog ich um, nur einige Querstraßen weiter Richtung Kraftwerk und Fabrik. An einem regnerischen Tag ließ ich, wie von zu Hause gewöhnt, die Wäsche draußen hängen. Erneutes Waschen half nichts. Ich steckte sie sogar in den Kessel, obwohl es keine Kochwäsche war. Zum Schluss warf ich die Hälfte meiner Sachen in die Mülltonne, weil ich sie nicht sauber bekam.

Die Brikettfabrik dünstete fettigen Staub aus und das Kraftwerk spuckte größere Stücke, die dann vom Himmel runterkamen. Wenn man auf dem Hof lief und der Wind wehte den Kraftwerksdreck rüber, dann knirschte es unter den Füßen. Das gehörte zur Kohle dazu.

Heute sind wir geradezu ein Luftkurort.

Gottfried Heinicke:

Plessa boomte genau wie Lauchhammer. Menschenmassen wälzten sich bei jedem Schichtwechsel die Bahnhofstraße hoch und runter. Wenn die Schichtzüge ankamen, Doris, du weißt das noch, füllte sich die Kneipe bis auf den letzten Stuhl. Bis 1960 wuchs die Einwohnerzahl von Plessa auf fast viertausend. Dann war Schluss. Die Kohle und der Braunkohlenkoks – das wurde alles nicht mehr gebraucht.

Ingrid Mertzig:

In der Brikettfabrik gab es einen Pfeifton, der zu besonderen Anlässen ertönte. Einem Mann gelang es, in der letzten Schicht der Brikettfabrik 63 die Pfeifen zu betätigen. Die Leute kamen auf die Straße und hatten Tränen in den Augen. Sie wussten: Es geht eine Tradition zu Ende. Ich werde das Bild nie vergessen.

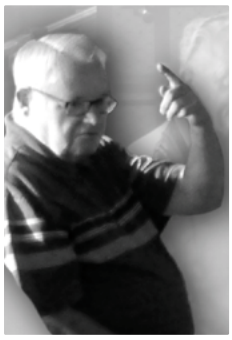
»Was ich mit dem Kraftwerk erlebte«

Helmut Gärtner:

In Großenhain saß ich mit meiner Frau beim Arzt, als jemand die Praxis betrat, auf uns zukam und uns begrüßte: »Guten Tag Herr Gärtner, guten Tag Frau Gärtner.« Verwundert erwiderte ich: »Wer bist denn du, kenne ich dich?« »Na freilich. Ich bin's, der Bernd, Bernd Fuhrmann.« Erst da erkannte ich meinen alten Arbeitskollegen und begriff zum ersten Mal so richtig, wie lange ich nicht mehr im Kraftwerk gewesen war. Seit 23 Jahren hatte ich keinen meiner Kollegen wiedergesehen. Nach der Stilllegung des Kraftwerks 1992 verließ ich Plessa und zog in meinen Heimatort Fichtenberg zurück. Damit ging die Verbindung zu meiner alten Arbeitsstätte gänzlich verloren. Dennoch sind mir das Kraftwerk und die Arbeiter in guter Erinnerung geblieben.

Im Kesselhaus und im Maschinenraum war es immer sehr heiß und die Arbeit ungemein anstrengend. Daran hatte sich seit der Errichtung des Kraftwerks 1926 nichts geändert. In den Sechziger- und Siebzigerjahren fehlte es im Kraftwerk Plessa – wie überall – an Arbeitskräften. Wir mussten uns etwas einfallen lassen, damit die Leute nicht davonliefen, weil anderswo ein schönerer Arbeitsplatz lockte. Deshalb wollten wir sowohl im Kesselhaus als auch im Maschinenraum für eine vernünftige Belüftung sorgen. Es gab allerdings keine externen Firmen, denen wir den Auftrag dafür hätten geben können. Zu dieser Zeit war da keiner, dem wir sagen konnten: »Mach das mal für uns!« Es blieb uns nur, selbst anzupacken. Wir zogen alle an einem Strang. Gemeinsam bauten die Maschinisten und Heizer klimatisierte Stände auf, von denen aus sie fortan arbeiten konnten. Das erleichterte die Arbeit ungemein – ein schöner Fortschritt, auf den wir stolz waren. Noch heute steht eine unserer Hütten auf dem Maschinendepot.

Harald Wintmölle:



Ich arbeitete im Kesselhaus. Die Bedingungen waren hart, besonders im Winter. Bis endlich die Initiative ergriffen wurde und es hieß: Wir bauen klimatisierte Kabinen! Danach war die Arbeit im Kesselhaus ganz wunderbar.

Vera Homann:

Ich arbeitete im Aschekeller, später wechselte ich in die Bekohlung. Pro Schicht fuhren zwei bis drei Kohlezüge ins Kraftwerk ein. Die Ladung wurde auf der Außenanlage abgekippt. Im Sommer war das kein Problem. Im Winter gelangte manchmal neben der Kohle auch Schnee in die Waggons. Einerseits taute dieser im Waggon, denn die Züge

wurden geheizt. Andererseits fror die Kohle durch den kühlenden Fahrtwind wieder an. Jeder, der zur Verfügung stand, musste dann helfen, die Ladung aus dem Waggon zu schlagen.
Die Kohle fiel auf ein großes Förderband und wurde über die neue Bandanlage hoch zu den Kesseln transportiert. Jeder Kessel hatte einen großen Trichter, durch den mehrere Tonnen Kohle passten. Hier stand ich und fuhr die Kohleschieber in die Trichter hinein – einen Schieber nach dem anderen, bis sich der Kessel füllte. Das war keine leichte Arbeit!

Harald Wintmölle:

In der gesamten Bekohlungsanlage wurde Knüppelarbeit geleistet. Mit ihren Händen mussten die Frauen die Kohle, die vom Band fiel, wieder hochwerfen. Erst später wurde eine neue Bandanlage gebaut, mit allem Drum und Dran. Das erleichterte die Arbeit enorm.

Vera Homann:

War die Kohle verbrannt und der Kessel mit Asche und Schlacke gefüllt, wurde eine Klappe geöffnet und alles fiel durch einen weiteren Trichter nach unten in den Aschekeller. Die heiße Schlacke wurde mit Wasser abgelöscht und über ein Förderband auf die Waggons geladen. Im Sommer war es dort unerträglich heiß.
Ein Kollege schaffte das Ganze mit seiner Lok zurück in den Tagebau.

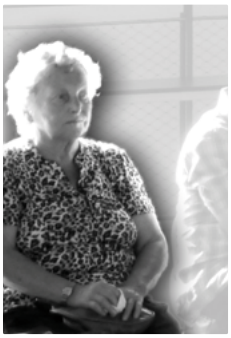
Helmut Mai:

Ich ging gern zur Arbeit ins Kraftwerk. Hier erlebte ich schöne Zeiten – aber auch schlechte. Gerade im Winter. Solange es möglich war, fuhren wir störungsfrei. Größere Reparaturen fielen auch immer mal wieder an. Das passierte hauptsächlich zum Wochenende, wenn alle Kollegen nach Hause wollten. Eine größere Havarie, bei der Menschen zu Schaden gekommen wären, gab es bei uns jedoch nie.

Karl-Heinz Hofmann:

Ich arbeitete über 25 Jahre lang im Kraftwerk Plessa. Zuletzt leitete ich die Kesselbrigaden als Brigadier. Etwa fünfzehn Kollegen gehörten unserer Brigade an. Wir führten Reparaturen und Instandhaltungsmaßnahmen an der Bekohlungsanlage, den Kessel- und Entaschungsanlagen durch. Wir mussten viel reparieren. Fast an jedem Wochenende hielten wir die Anlagen an und führten während dieses Teilstillstands die nötigen Reparaturen durch.

Inge Schemmel:



Ich arbeitete im Lager und gab das Material an alle Abteilungen aus. Wenn Schlosser, Elektriker oder andere Material anforderten, kamen sie in meine Abteilung und holten sich das Nötige ab. Draußen an den Kühltürmen befand sich das Eisenlager. Da mussten wir hin und her laufen. Wann immer etwas fehlte, holte unser Kraftfahrer das Material ran. Dazu fuhr er durch die gesamte DDR.

Reiner Kühnel:

Wenn wir hörten, dass es irgendwo etwas gab – in Eisenhüttenstadt zum Beispiel oder in Berlin – dann setzten wir uns in unseren LKW und fuhren hin. Manchmal packten wir einen Kasten Bier ein, als Tauschobjekt für das benötigte Material.

Achim Siegemund:

Ich war in der Schlosserei tätig und für die Instandhaltung der Sanitäranlagen zuständig. Gelernt hatte ich Klempner und Installateur. 1980 kam ich nach Plessa. Wegen der Materialknappheit mussten wir oft genug aus Nichts etwas machen. So baute ich aus Messing- und Kupferblech Duschköpfe. Die wurden mit einem angerillten Halbzollgewinde zusammengelötet und eingebaut, damit die Duschen genutzt werden konnten. Mit Kupferrohr legte ich zudem die Verbindung zu den Spülkästen. Leider hielten sie oft nicht lange, da das Wasser für das empfindliche Material zu aggressiv war. Kunststoffrohre hatten wir nicht, Blei durfte nicht verwendet werden – es war wirklich schwierig.

Joachim Jähnig:

Ich gehörte der Reparaturabteilung an, der Bauabteilung. Die Arbeit war schwer, besonders wenn ich an die Kessel denke. Die gingen nach einer gewissen Anzahl von Betriebsstunden kaputt. Dann mussten wir alles abreißen, ganz umständlich und in Handarbeit. Mit Holzstangen bauten wir Gerüste und kletterten schließlich selbst in die Kessel. Wir Menschen sowie das gesamte Material mussten durch die kleinen Einstiegsluken hineingebracht werden. Ich erinnere mich noch genau an die Hitze und an den Dreck. Die Kessel wurden noch kurz vor unseren Einsätzen benutzt, dann abgeschaltet, die Schlacke wurde ausgestoßen und nach kurzer Abkühlzeit kamen wir schon dran. In der ersten Zeit hatten die Heizer Schuhe mit Holzsohlen, damit sie sich nicht die Füße verbrannten – so heiß waren die Kessel noch. Es war eine sehr schwere Arbeit. Als angenehm empfand ich die regelmäßige Arbeitszeit – wir begannen um sechs Uhr früh und gingen nachmittags um zwei in den wohlverdienten Feierabend.

Aber die Arbeit war umständlich, es war eben alles alt. Besonders eine Episode ist mir in Erinnerung geblieben: Wir mussten die gesamte vordere Fensterfront des Verwaltungsgebäudes – die heute saniert ist und

in neuem Glanz erstrahlt – einglasen. Dazu stellten wir die große Feuerwehrleiter an, eine einfache Anlegeleiter, und dann hieß es: hochkriechen, die Scheiben in einer Kiste mit hoch schleppen, den Fensterkitt verteilen und die Scheibe einsetzen – das war unwahrscheinlich anstrengend. Wenn ich unsere Arbeit mit den heutigen Möglichkeiten vergleiche, wird mir immer wieder klar, unter welch schweren Bedingungen wir arbeiteten.

Doris Strauß:

1975 fing ich als Chemielaborantin im Kraftwerk an. Gemeinsam mit meinem Chef sammelte ich die Proben vom Kessel- und Maschinenhaus ein und brachte sie in unser Labor, das sich im ersten Stock des Kraftwerkgebäudes befand. Dort testeten wir sie auf giftige Rückstände.

Zu meinen sonstigen Aufgaben gehörte es, das Meisterzimmer zu putzen. Das machte mir nichts aus, obwohl es nicht das war, was ich in meiner Ausbildung gelernt hatte.

Zum Kraftwerk gehörte ein Kegelclub. Hier kegelten wir allerdings nicht nur, sondern saßen abends lange beisammen. Bei dem einen oder anderen Glas Schnaps tauschten wir uns über die Arbeit und Privates aus. Auch das Feiern kam bei uns nicht zu kurz.

Die Gewerkschaft, in die ich eintrat, kurz nachdem ich zum Kraftwerk gekommen war, richtete in jedem Jahr zum 8. März die Frauentagsfeier aus. Dafür fand sich immer Geld. Die Feier fand entweder im Kulturhaus oder im Kampfgruppengebäude des Kraftwerks statt. Zum Kulturhaus fuhren wir gemeinsam mit dem Bus. Allein die Fahrt wurde zum Erlebnis.

Helmut Gärtner:

1981 wurde das Kraftwerk Plessa dem Gaskombinat Schwarze Pumpe angegliedert. Für uns Kraftwerker bedeutete dies, dass wir zu Bergleuten wurden – obwohl wir doch eigentlich nur das Ergebnis des Bergbaus, die Braunkohle, in unseren Kesseln verfeuerten. Heute weiß ich das zu schätzen, denn es wirkt sich sehr positiv auf meine Rente aus.

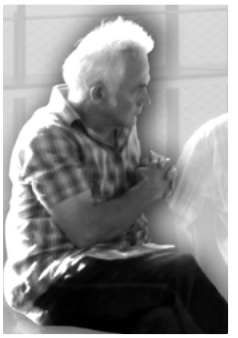
Die Wende 1989/90 brachte die Stilllegung des Kraftwerks Plessa.

Viele große Betriebe machten dicht, ganze Industriezweige verringerten ihre Produktion. Es wurde weniger Strom gebraucht und so entschied man, einige Kraftwerke abzuschalten. Plessa gehörte dazu. Als uns verkündet wurde: »Das Kraftwerk Plessa wird stillgelegt!«, musste ich lange schlucken. Tatenlos wollte ich die Nachricht jedoch nicht hinnehmen. »Können wir nicht ein Gutachten beauftragen, um zu sehen, ob die Schließung wirklich notwendig ist?«, schlug ich vor und ergänzte: »Ich kann nicht glauben, dass das Kraftwerk wirklich nicht mehr gebraucht wird!« Die Antwort auf meinen Vorschlag war enttäuschend: »Ja, sicher. Ein Gutachten kann erstellt werden. Aber die Kosten dafür tragen Sie selbst!« Damit war die Sache erledigt. Ich hätte niemals das nötige Geld zusammenbekommen.

Nach der Entscheidung »Stilllegung« legte die Energiewerke Schwarze Pumpe AG fest, wie die Arbeiter von Plessa aus dem Kraftwerk ausscheiden sollten. Zuerst wurden alle, die älter als 55 Jahre waren, mit einer Teilentlohnung gekündigt. Diese Leute gingen mit 60 Jahren in Rente. Einige Kollegen konnten nach Lauta wechseln, der Rest musste sich eine andere Arbeit suchen.

Als 57-Jähriger sollte ich einer der ersten sein, die ihr Kündigungsschreiben erhielten. Einige Gewerkschaftsmitglieder protestierten für mich, weshalb ich ein paar Monate länger im Kraftwerk blieb. Die Arbeit, die wir erledigten, diente nur noch der Stilllegung. Am Ende sollte ich die Sicherheitsventile und Maschinen abschalten, doch ich brachte es nicht fertig. Dies war der traurigste Moment in meinem Arbeitsleben.

Mathias Georg:



Ich hielt die letzten Stunden dieses Betriebs auf Video fest. Der Film zeigt, wie Lothar Roesler den Knopf betätigt, mit dem die Sicherheitsventile geschlossen wurden. Herr Gärtner hatte es nicht fertiggebracht. Mit diesem Knopfdruck waren unsere Arbeitsplätze unwiederbringlich verloren.

Noch 1990 lief der Betrieb wie eh und je. Keiner sollte merken, dass das Ende nahte. In den letzten Monaten konnte allerdings jeder sehen, dass es nicht weiter gehen würde.

Helmut Mai:

Ich arbeitete 32 Jahre lang im Schichtdienst im Kraftwerk – fast mein ganzes Arbeitsleben verbrachte ich hier. Mit der Wende hieß es plötzlich: Das Kraftwerk wird stillgelegt. Für mich war das unbegreiflich, unvorstellbar. Ich wusste: Nun verlierst du deine Arbeit. Und so kam es.

Achim Siegemund:

Ende 1991 erhielt ich die Kündigung. Ich verließ das Kraftwerk jedoch, ehe der Kündigungstermin ran war. In Eigeninitiative hatte ich mir selbst eine neue Arbeit gesucht. Allerdings büßte ich dadurch die Hälfte der mir zustehenden Abfindung ein. Ich dachte, ich suche mir lieber selber etwas Neues, ehe ich ohne Arbeit auf der Straße stehe. Das war schon richtig so.

Karl-Heinz Hofmann:

Nach der Stilllegung des Kraftwerks kam ich in eine ABM-Maßnahme: Kraftwerkabriss in Lauta und danach in Schwarze Pumpe.

Helmut Mai:

Als einer der letzten verließ ich das Kraftwerk. Es sollten Gasturbinen

eingebaut werden – auf diese Hoffnung stützten wir uns. Aus der Idee wurde nichts.
Schließlich erhielt ich eine ABM-Stelle und war so am Rückbau des Kraftwerks beteiligt. Das waren schlechte Zeiten. Jeder machte sich Gedanken, wie es für ihn weitergehen sollte. Ich hatte das Rentenalter noch nicht erreicht. Aber die Herausforderung habe ich gemeistert und die übrigen Jahre bis zur Rente hinter mich gebracht.

Harald Wintmölle:

Ich blieb bis zum Schluss im Kraftwerk, erlebte die Episode mit der Hanseatischen Gesellschaft, in die viel Hoffnung gesetzt worden war, um das Kraftwerk zu retten.
Nur noch eine Handvoll Arbeiter verblieb im Werk: Einige hielten das Wasserwerk am Laufen, da noch Wasser gebraucht wurde. Für uns andere hieß es: Abreißen! Ich baute zwei Maschinen mit ab. Den gesamten Maschinensaal, das Kesselhaus, die Bandanlage, alles, was draußen mit der Bekohlung zu tun hatte: Wir kappten die Kabel, rollten sie zusammen, bauten ab, was uns für Jahrzehnte Arbeit gegeben hatte. Das war einer der größten Fehler, die wir machten. Wir hätten das Kraftwerk erhalten müssen – das wäre das einzig Richtige gewesen. Alle Eisentüren verschweißen, alle anderen zumauern, zwei ABM-Stellen schaffen, die alles bewachen und aufpassen, damit das Kraftwerk in seiner Substanz erhalten bleibt. Heute weiß keiner mehr, was eine Dampfpumpe ist – es ist nichts mehr da. Alles haben wir rausgerissen. Die Schrottsammler freuten sich natürlich und machten ihren Reibach: die Maschinen, die Pumpen, alles konnten sie brauchen. Das hätten wir nicht zulassen dürfen! Wir hätten es für die Nachwelt erhalten müssen.

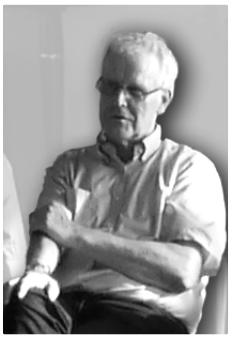
Gottfried Heinicke:

Im Kraftwerk Plessa kenne ich mich recht gut aus, auch wenn ich nur zwei Jahre lang als Angestellter einer Fremdfirma hier arbeitete. Denn unsere Elektroinstallationsfirma war in

fast allen Abteilungen unterwegs. Insbesondere verantworteten wir die Installationsarbeiten am neuen Brecherhaus. Dieses Gebäude, in dem die Rohbraunkohle für die Verstromung zerkleinert wurde, existiert heute leider nicht mehr. Es fiel nach der Wende dem Abriss zum Opfer.

Mit den ersten freien Wahlen 1990 wurde ich Gemeindevertreter und bekam immer wieder mit dem Kraftwerk zu tun. Oft stand es im Mittelpunkt unserer Sitzungen. Wir wollten das Kraftwerk als Industriestandort erhalten, machten dabei aber nicht immer alles richtig. So gingen wir der Hanseatischen Aktiengesellschaft auf den Leim. Als Gemeindevertreter teilten wir die Meinung, dass das Wichtigste und Nötigste für Plessa die Schaffung und der Erhalt von Arbeitsplätzen war. Dieser Leitsatz ist bis heute geblieben. Denn ohne Arbeit für die Menschen geht eine Gemeinde zugrunde. Wir hofften dies durch die Zusammenarbeit mit der Aktiengesellschaft zu erreichen und wurden enttäuscht. Durch den Vertrag verschuldete sich die Gemeinde mit etwa zwei Millionen Mark. Den Kredit zahlen wir bis heute ab, was den Gemeindehaushalt stark belastet.

Manfred Drews:



Als ich im Januar 1993 als Amtsdirektor in Plessa anfing, übernahmen wir zwei Altlasten: das Kraftwerk und das Kulturhaus.

Für das Kraftwerk gab es vielversprechende Pläne. Die Gemeinde wollte es gemeinsam mit der Hanseatischen AG als Gaskraftwerk umrüsten, um an diesem traditionsreichen Standort weiterhin Strom produzieren zu können. Allerdings zerschlug sich die Idee sehr schnell. Die meisten Betriebe, die als Abnehmer des Stroms in Frage gekommen wären, existierten schon nicht mehr. Für die Versorgung der Privathaushalte wurde kein weiteres Kraftwerk benötigt.

Hinzu kam, dass es sich bei der Hanseatische AG um eine regelrechte Gangsterfirma handelte. Ihr Geschäftsmodell bestand darin, Privatleute – mit der Aussicht auf Steuerabschreibungen und hohe Renditen – dazu zu bringen, ihr Geld in bestimmten Projekten in Ostdeutschland anzulegen. In den alten Bundesländern gingen damals viele Menschen solchen Geschäftemachern auf den Leim und investierten viel Geld, dass sie im schlechtesten Fall nie wiedersahen. Die Chefs der Hanseatischen AG sammelten große Summen an Geld ein und ließen sich fürstlich entlohnen. Sie nahmen die Leute aus – auch die, die noch im Kraftwerk arbeiteten und sich Hoffnung auf den Erhalt ihres Arbeitsplatzes machten – und verdienten selbst immense Summen.

Aber irgendwann fliegen solche Geschäfte auf. Das passierte auch hier. Die Hanseatische AG ging in die Insolvenz. Es wurde ein Insolvenzverwalter eingesetzt, der uns den Vertrag, den wir mit der Hanseatischen AG geschlossen hatten, vor die Nase hielt und sagte: »Hier steht drin, dass die Hanseatische AG 2 Millionen DM in dieses Geschäft einbringt, die Gemeinde Plessa bringt das Kraftwerk, ebenfalls im Wert von zwei Millionen, ein. Am Kraftwerk selbst bin ich nicht interessiert. Ich möchte die Einlage von 2 Millionen DM von der Gemeinde erhalten!« So kam es. Die Gemeinde musste dem Insolvenzverwalter die zwei Millionen auf den Tisch legen. Dies war unmöglich, denn die Gemeinde hatte das Geld schlicht nicht. Sie musste einen Kredit aufnehmen, der bis heute auf

ihren Haushalt drückt. Allerdings konnten wir die Summe reduzieren. Als das Insolvenzverfahren der Hanseatischen AG abgeschlossen werden sollte, hieß es, dass noch Geld zu verteilen wäre. Davon las ich in der Zeitung. Man solle sich melden, wenn nicht, wären alle Ansprüche verwirkt. Wir kümmerten uns darum und erhielten eine Million zurück. Somit konnten wir die Schulden mit einem Schlag halbieren. Inzwischen wurde noch mehr von diesem Schuldenberg abgebaut, aber er existiert weiter und Gottfried Heinicke hat als Bürgermeister daran zu knabbern.

Fred Wanta:

Ich bin kein Kraftwerker und gehöre nicht zu den Leuten, die hier zu DDR-Zeiten arbeiteten. Aber ich wuchs in Plessa auf, schaute als Kind auf die Kraftwerkstürme und nahm sie als Markenzeichen unserer Straße wahr. Die Patenbrigade meiner Grundschulklasse kam aus dem Kraftwerk und so durften meine Mitschüler und ich bei einem Schulausflug einen Blick ins Kraftwerk werfen. Dabei staunten wir über die Sauberkeit der Bodenfläche, die so blitzblank schien, dass wir von ihr hätten frühstücken können.

Das Kraftwerk stellte für mich das Symbol meines Heimatortes dar, dem jedoch 1998 der Abriss drohte. Die hoch verschuldete Gemeinde, die Eigentümerin des Kraftwerks, kämpfte mit ihren eigenen Problemen. Sie wollte das Kraftwerk schnell loswerden – ganz nach der Vogel-Strauß-Politik: Was ich nicht mehr sehe, ist auch als Problem nicht mehr da! Einwände gegen den Abriss kamen von außen, vom Brandenburger Ministerium für Kultur. Der damalige Minister Steffen Reiche kam selbst nach Plessa, um sich ein Bild von der Situation zu machen. Schließlich handelte es sich um ein Denkmal – schon 1985 war es offiziell unter Denkmalschutz gestellt worden – es durfte nicht abgerissen werden! Wir erhielten also folgenden Rat: »Wenn ihr etwas für eine Weiternutzung tun wollt, für eine Erhaltung, dann gründet einen Verein und bemüht euch als solcher um eine Förderung.«

Seit seiner Abschaltung 1992 stand das Kraftwerk leer. Dem Vandalismus waren Tür und Tor geöffnet und vieles von der Einrichtung hatte schon Schaden genommen. Trotzdem staunte ich bei meinem ersten Rundgang durch die Gebäude, wie viel noch erhalten geblieben war. Die Schaltzentrale hatte noch keiner angerührt, keiner hatte die Scheiben zerschlagen, keiner die Hebel abgerissen. So fand ich meine Grunderfahrung bestätigt: Wenn eine gewisse Ästhetik vorhanden ist, traut sich auch der dümmste Schläger nicht, reinzuhauen.

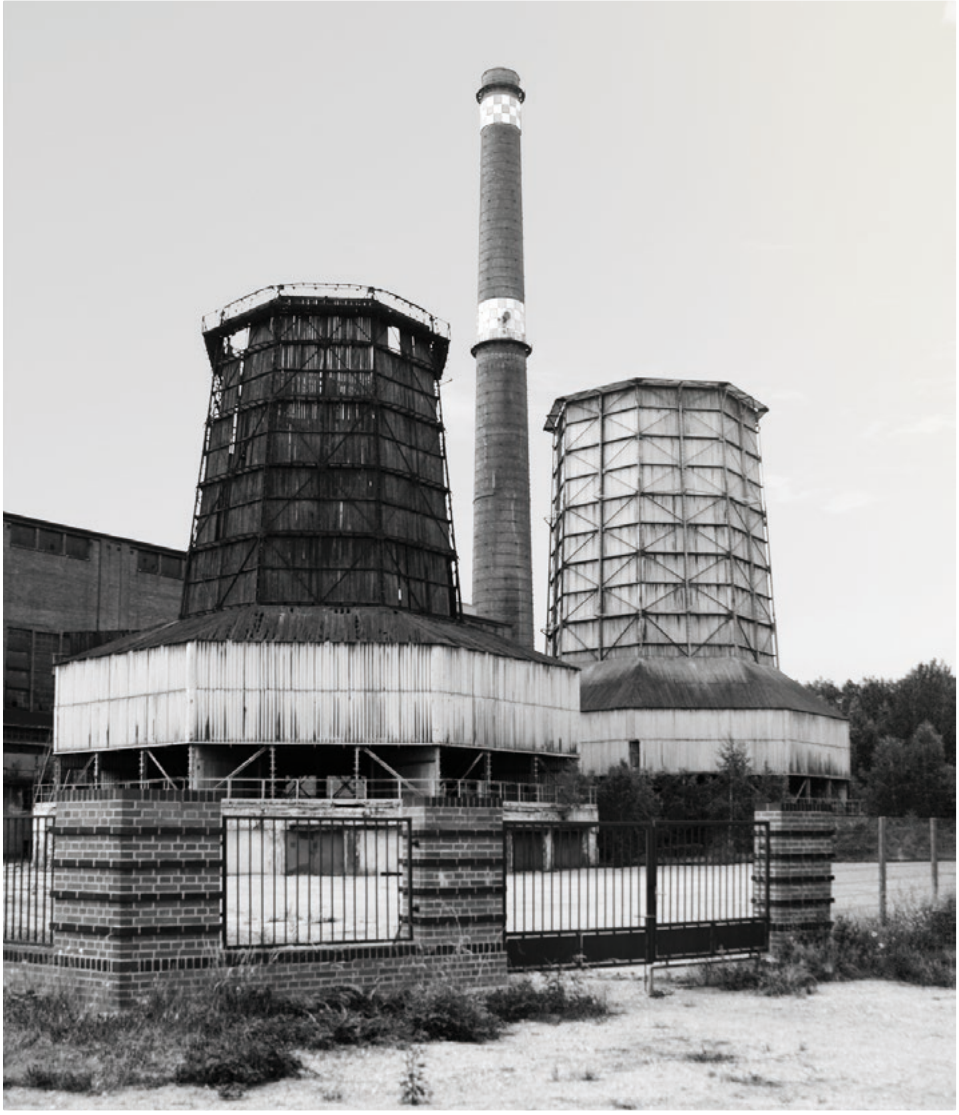
Um das Kraftwerk zu retten, gründeten wir den Förderverein Plessa e.V., ohne zu ahnen, was wir uns ans Bein banden. Unser Vorhaben, die ruinöse Hülle des Kraftwerks zu bewahren, war geradezu utopisch. Aber wir wollten es schaffen. Wir wussten, dieser alte Kasten musste erhalten bleiben.

In der Anfangszeit beteiligten sich nur wenige der alten Kraftwerker. Ich glaube, viele verbanden mit dem Kraftwerk nur die Erinnerung an den Verlust ihrer Arbeitsplätze. Sie hatten die Nase voll, wollten nie wieder her und interessierten sich nicht dafür, was hier passierte. Einige wenige Ausnahmen gab es trotzdem. Der Verein kümmerte sich zunächst um den Erhalt des Gebäudes. Um die nötige Förderung zu bekommen,

mussten wir ein konkretes Projekt entwickeln. Dies geschah im Rahmen der IBA, der Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land 2000–2010. Langsam reifte die Idee, das Kraftwerk touristisch zu nutzen. Zwar gab es zu Beginn verschiedene Pläne für eine privatwirtschaftliche Nutzung – unter anderem sollte auf dem Gelände eine Ölmühle errichtet werden – diese Pläne scheiterten jedoch an den EU-Vorgaben. Um eine Förderung zu erhalten, durften wir keine privaten Unternehmen ins Boot holen. Eine touristische Nutzung blieb als einzige Möglichkeit offen.

Gottfried Heinicke:

Die IBA – die von 2000 bis 2010 in der Region tätig war – leitete für das Kraftwerk und für Plessa eine neue Ära ein. Der damalige Minister Reiche und ich als Fraktionsvorsitzender führten interessante Gespräche mit Professor Kuhn, dem Leiter der IBA. Wir hatten viele Ideen in dieser Zeit des Aufbruchs. Wir hofften, dass Teile der IBA-Infrastruktur in das Kraftwerk kommen, damit dieses Denkmal nicht nur als Museum genutzt würde. Wir versuchten auch Industrie an diesen Ort zu bringen. Der Erhalt des Gebäudes sollte so mit einer für die Gemeinde Sinnvollen Nutzung verknüpft werden. Aber all das scheiterte. Allein für den



Tourismus sollte das Kraftwerk flott gemacht werden.

Fred Wanta:

Als Architekt durfte ich die Sanierung des Kraftwerks, das mich meine ganze Kindheit hindurch begleitet hatte, planen und gestalten. Gefördert wurden alle Maßnahmen, die aus dem Kraftwerk ein schönes Schauobjekt machten. Der Fokus lag auf der Sanierung der Fassade. Für Fahrradfahrer, die durch Plessa fuhren, sollte das Kraftwerk ein schöner Blickfang sein.

Wir wollten es allerdings nicht bei der äußeren Wiederherstellung belassen. Das Bauwerk für Touristen nutzbar zu machen, sollte auch heißen, diese hereinzulassen und das Haus und die mit ihm verbundene Industriegeschichte für sie erlebbar zu machen. Dazu bedurfte es der Ergänzung einer Infrastruktur. Treppen- und Fluchtweganlagen oder Besuchertoiletten mussten errichtet werden. Wir dachten auch an die Barrierefreiheit und den Einbau von dafür notwendigen Aufzügen. Wäre das Kraftwerk so ausgestattet worden, hätten wir hier eine Menge Veranstaltungen möglich machen können. Aber da setzte der Förderzweck Grenzen. Mit etwas Geschick gelang es, auf legalem Wege Mittel für eine Filmleinwand zu verwenden, wo die Planung bisher nur eine weiße Wand vorsah. Letztlich trug gerade diese Leinwand maßgeblich zur Wiederbelebung des Kraftwerkes bei, da sie bei zahlreichen kleinen Veranstaltungen Verwendung fand. Die Aufzüge konnten wenigstens im Rohbau angelegt werden, die Ausstattung erfolgte später durch eine Zusatzförderung »Barrierefreies Industriedenkmal«.

Leider wurde die Förderung nie weitergeführt. Inzwischen beginnt das, was wir damals retten und erhalten konnten, zu verfallen. Wir haben einen Teil erreicht. Die größere Aufgabe – den Rest des Geländes wiederherzustellen und zu erhalten – liegt noch vor dem Kraftwerk.

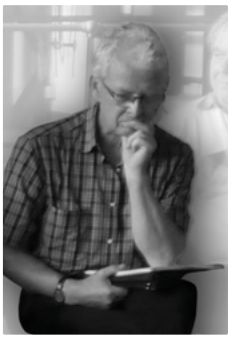
Joachim Jähnig:

Heute wird das Kraftwerk nicht mehr wirklich gebraucht. Es wurde fein gemacht und steht da, als Attraktion für Touristen. Aber Strom produziert es nicht mehr.

Harald Wintmölle:

Das Kraftwerk ist heute nur eine leere Hülle. Dass es einmal ein lebendiger Ort gewesen ist, an dem wir arbeiteten, daran erinnert nichts mehr.

Wolfgang Alkier:



Für mich ist das Kraftwerk heute ein wichtiges Industriedenkmal: In der Lehrwerkstatt von Plessa absolvierte ich von 1960 bis 1963 meine Ausbildung zum Elektriker. In dieser Zeit war ich für sechs Monate im Kraftwerk tätig. Wer lange Jahre hier arbeitete, sieht es natürlich mit anderen Augen. Der kennt jede Schraube, erlebte in der einen Ecke dieses und in der anderen Ecke jenes. Den alten Kraftwerkern ist ihr Arbeitsplatz so in lebendiger Erinnerung. Ich selbst kenne das Kraftwerk nur von außen, bin nie in die Nähe der Zentrale, der Anlagen, Turbinen und Generatoren gekommen. Meine Kollegen und ich arbeiteten im Pumpenhaus. Für uns war es unmöglich, während des Betriebs Zugang zu den übrigen Kraftwerksbereichen zu erhalten. Wir trafen uns morgens vor dem Kraftwerk und gingen gemeinsam runter zu den Unterwasserpumpen, den sogenannten UWa-Pumpen, die wir reparierten. Dass die Pumpen immer funktionierten und Wasser sowohl aus der Elster als auch aus Tiefbrunnen förderten, war für das

Kraftwerk entscheidend. Es musste kontinuierlich versorgt werden, um die unwahrscheinlich große Menge Dampf zu produzieren, der die Turbinen antrieb.
Ich glaube, dass die elementaren Teile des Kraftwerks heute immer noch da sind. Wir haben eine Bekohlung und den Elevator, der die Kohle nach oben in die Kessel brachte – an dem können wir heute zeigen und logisch nachvollziehbar machen, wie das Kraftwerk funktionierte. Die Turbine von 1926 steht noch hier, auch die alten Kondensatoren und Pumpen. Sicher, die große monströse Anlage, die zum Kühlturm ging, existiert nicht mehr. Aber was da geschah, wie dort das Wasser gekühlt wurde, können wir trotzdem erläutern. Sicherlich ist es nicht möglich, die harte Arbeit der Kraftwerker nachzustellen. Aber das ist auch nicht nötig. Die Besucher können es durch unsere Erklärungen nachvollziehen.
Als Gästeführer bin ich für den Kraftwerksverein tätig. Viele Besucher aus Westdeutschland – von Hamburg bis München –, aber auch aus dem Ausland, besichtigen während ihres Urlaubs in Ostdeutschland die Industriebauten in der Lausitz: die Förderbrücke F60, unser Kraftwerk und die Brikettfabrik »Louise«. Bei einer der letzten Führungen sagte ein Besucher aus Bayern: »Wir hatten auch ein Kraftwerk, aber wir wissen nur noch wo die Fundamente stehen.« An vielen

Orten in Westdeutschland wurden die alten Industriebauten relativ schnell beiseite geräumt und neu aufgebaut. Bei uns stand alles bis zur Wende und kann, wenn wir uns gut darum kümmern, erhalten und besichtigt werden.
Das Kraftwerk Plessa ist ein Industriedenkmal von einmaliger Bedeutung, eine regelrechte Kathedrale der Industrie.

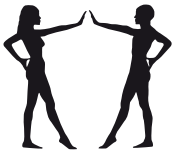
Gast aus Gröba:

Ich lernte in Gröba und war dort längere Zeit als Elektriker tätig. Wir arbeiteten sehr gut mit Plessa zusammen und erhielten den Strom vom Kraftwerk. Er wurde seit 1929 über die 110-kV-Leitung zwischen Lauchhammer und Riesa transportiert. 1945 wurde für kurze Zeit die Leitung gekappt – ein Panzer der Sowjetarmee hatte einen Strommasten in Zeitheim umgefahren. Wir ersetzten ihn provisorisch mit einem Holzmasten und stellten so die Verbindung nach Plessa wieder her.
Wenn ich heute im Kraftwerk Plessa bin und hier den Generator sehe, freue ich mich darüber. In Gröba ist leider nichts mehr vorhanden, nichts erinnert an unsere Arbeit, an die Geschichte des Elektrizitätsverbandes Gröba, der den Ort einstmals mitprägte.

Gottfried Heinicke:

Wie es mit dem Kraftwerk weitergehen soll, weiß ich nicht. Unser kleiner Ort gerät mit diesem Koloss immer wieder an seine Grenzen. Auch mit den neuen Eigentümern ist die Zusammenarbeit nicht immer einfach. Dennoch ist das Kraftwerk für mich ein Ort, an dem aus Traditionen heraus Neues entstehen kann. Mit diesem Denkmal steht Plessa ein Platz in der Geschichte der Industrialisierung zu.

Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen,
wissen wir nicht, wohin wir gehen.



Erzählen Sie uns ihre Geschichte(n).
Wir schreiben sie auf
und machen ein Buch daraus.

IHR LEBEN ALS BUCH

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN
Schönhauser Allee 12 • 10119 Berlin
www.rohnstock-biografien.de
info@rohnstock-biografien.de

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Die Beauftragte der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer